

# Doch ist der Ruf erst ruiniert ... : vor dreihundert Jahren wurde Johann Christoph Gottsched geboren

Autor(en): **Hübner, Klaus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **80 (2000)**

Heft 2

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-166247>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Klaus Hübner

## DOCH IST DER RUF ERST RUINIERT...

Vor dreihundert Jahren wurde Johann Christoph Gottsched geboren

Es gibt wohl kaum einen bedeutenden deutschen Schriftsteller und Universalgelehrten, der im literarischen Gedächtnis der Nation eine derart katastrophale Wirkungsgeschichte hat wie der am 2. Februar 1700 in Juditten bei Königsberg als Sohn des dortigen Pfarrers geborene *Johann Christoph Gottsched*. Sein Name steht zwar nach wie vor in allen Literaturgeschichten – aber was da zu lesen ist, ist in aller Regel wenig dazu angetan, sich mit dem Werk dieses zeitlebens unglaublich produktiven Mannes näher zu befassen. Auch der immer mal wieder, zuletzt mit einer schönen Ausgabe ihrer Briefe von 1730 bis 1762 versuchte Umweg über *Gottscheds* für die damalige Zeit durchaus ungewöhnliche Frau, die hoch gebildete, selber dichterisch tätige *Louise Adelgunde*, verschafft nicht den für viele Zeitgenossen unbedingt nötigen *human touch*. *Gottscheds* Ideal einer «geschickten Gehülffin» an seiner Seite und *Louises* Idee einer auf Gleichberechtigung basierenden Ehe seien letztlich «unvereinbar» gewesen, schreibt die Brief-Herausgeberin *Inka Kording*, und man kann sich schon vorstellen, wie die beiden tagaus tagein vor sich hinwerkelteten am Rohbau der deutschen Gelehrtenrepublik und der Förderung einer deutschen Nationalliteratur. Starr, spröde und trocken sei es zugegangen bei den langweiligen und pedantischen *Gottscheds*, sagt man. Und bald hat auch ihr Werk genau diesen, also einen schlechten Ruf weg. Und man muss, bei allem Respekt, auch heute sagen: weitgehend zu Recht.

Als der junge *Gottsched* zusammen mit seinem Bruder 1724 vor den Soldatenwerbern aus Ostpreussen nach Leipzig floh und sich dort, ausgestattet mit Empfehlungsschreiben und gefördert von Professoren wie *Johann Burkhard Mencke*, peu à peu als Schriftsteller, Herausgeber, Übersetzer, Bibliograph und Literaturtheoretiker etablierte, schien alles noch in Ordnung. Bald galt er als einflussreicher Repräsentant einer Kunst- und Dichtungslehre, die der rationalistischen Philosophie seiner Zeit verpflichtet war – die Schriften von *Locke*, *Grotius*, *Pufendorf*, *Thomasius* und *Wolff* hatte er intensiv studiert. Emsig beschäftigt mit allerlei literarisch-philosophischen Aktivitäten, mit Beiträgen und Übersetzungen für seine Wochenschriften und mit der Reform des deut-

schen Theaters (oder wenigstens der Neuberschen Truppe), wurde *Gottsched* 1730 Ausserordentlicher Professor für Poesie und Beredsamkeit und 1734 dann Ordentlicher Professor für Logik und Metaphysik. Doch in den schlechten Ruf eines Dogmatikers geriet er schon in den vierziger Jahren, als er in seinen Streitereien mit den Zürcher Kritikern *Johann Jacob Bodmer* und *Johann Jacob Breitinger* über die poetologischen Kategorien des Wunderbaren und des Wahrscheinlichen immer mehr ins Hintertreffen geriet. Der grosse *Lessing* hat den Theaterreformer, wie man weiss, in seinem «17. Literaturbrief» in Grund und Boden verdammt, und *Goethe*, dessen Verdikte über Zeitgenossen bekanntlich sehr lange nachwirkten, hat den alten Professor in «Dichtung und Wahrheit» lächerlich gemacht – unvergesslich die Szene mit dem kahlköpfigen *Gottsched*, der sich die «grosse Allongeperücke» reichen lässt und seinen armen Bedienten ohrfeigt. Aber abgesehen davon: Fast zwei Jahrhunderte lang war die deutsche Frühaufklärung sowieso ziemlich verpönt, und als sie es dann seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts nicht mehr war, wies man dem alten *Gottsched* oft einen kulturhistorischen Ort zu, der den Barockdichtern des 17. Jahrhunderts näher war als den meisten seiner Zeitgenossen. Als Verfasser panegyrischer Auftragsdichtung wurde er überhaupt nicht mehr ernst genommen, als genuiner Lyriker auch nicht, und dem Verfasser von Dramen wie dem nach 1732 für lange Zeit äusserst erfolgreichen «Sterbenden Cato» wird sogar vom Herausgeber des Stückes jegliche Zukunftsfähigkeit abgesprochen. Man könne *Gottscheds* wohlgesetzte Alexandriner heute kaum anders denn leblos und klappernd empfinden, schreibt *Horst Steinmetz*, und die Regelmässigkeit dieses Werks erscheine nur noch als «erstarrte Gleichförmigkeit»; über den dichterischen Wert oder vielmehr Unwert des «Sterbenden Cato» (und, so darf man ergänzen, aller anderen Bühnenwerke *Gottscheds*) gebe es seit langem keine Diskussionen mehr. Vor allem sei eine Aufführung dieses Dramas im 20. Jahrhundert «undenkbar» – und das von *Bodmer* als mit «*Kleister und Schere*» verfertigtes Machwerk verspottete Stück ist auch, so weit man sieht, nicht mehr aufgeführt worden. Als eigenständiger Poet ist sein Verfasser wohl ganz zu

Recht vergessen, und eigentlich ist er das schon seit «Miss Sara Sampson».

Aber da war doch noch der «Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen», 1730 erstmals erschienen und bis 1751 mehrfach umgebaut und erweitert – ein Werk, in dem der Literaturtheoretiker all die Gesetze und Regeln übersichtlich dargestellt hatte, ohne deren Beachtung angeblich keine Dichtung bestehen konnte? Das Prinzip der Naturnachahmung wird dort erläutert, die Forderung nach Wahrscheinlichkeit, das Gesetz von den drei Einheiten, vor allem aber das Gebot, dass Dichtung einen moralischen Lehrsatz veranschaulichen und dem Publikum nahe bringen müsse – womit sie in den Dienst des moralpädagogischen Erziehungs- und Bildungsprogramms der Aufklärung gestellt wird. Da heisst es: «Eine gar zu hitzige Einbildungs-Kraft macht unsinnige Dichter, dafern das Feuer der Phantasie nicht durch eine gesunde Vernunft gemässigt wird.» Als historisch bedeutende «Wirkungspoetik» hat Horst Steinmetz Gottscheds «Versuch» charakterisiert und ihm, über Goethes und Schillers klassische Phase hinaus, subtile Nachwirkungen bis ins 19. Jahrhundert hinein attestiert. Als Kritik der deutschen Literatur und Schaubühne ihrer Zeit hat die «Critische Dichtkunst» gewiss ihre Meriten – was ihre Lektüre allerdings nicht attraktiver macht. Das gilt auch für die «Deutsche Schaubühne» aus den vierziger Jahren, eine zusammen mit Louise Adelgunde erstellte Sammlung sogenannter Musterdramen, unter ihnen fünf eigene. Was aber ist mit seiner «Ausführlichen Redekunst» von 1736, sieben Jahre vor Gottscheds Tod in einer fünften Auflage verbreitet? Und was mit den zahlreichen anderen Schriften, mit den Übersetzungen, «Baylens Wörterbuch» immerhin, Lucians «Schriften» oder die «Théodicée» von Leibniz – vergessen, auch noch zu Recht vergessen dies alles? Schliesslich die Person: der Universitätsgelehrte, noch dazu einer der bedeutendsten und wirkungsmächtigsten seiner Zeit, der explizit bürgerliche Professor in einer vom Adel dominierten Umwelt, nicht zuletzt der unermüdliche Pädagoge, der unbeirrte Trommler für die Bildung des Volkes und, damals fast avantgardistisch, gerade auch der Frauen? Schon recht, diese Nachfragen – aber es hilft alles nichts: Gottsched hat schlechte Karten. Gewiss lobt man das historische Verdienst seiner Poetik, aber zugleich stellt man die auch in nationalem Konkurrenzdenken begründeten Aversionen gebührend heraus, gegen Ariost, Tasso, Milton, Shakespeare und viele andere Dichter, die man später schätzt. Was an Gottsched weist überhaupt in ein «Später»? Die unbedingte Unterordnung der praktischen Bühnenarbeit unter die

erzieherischen Prämissen der Bühnendichtung, das war damals gut gemeint und gegen die in der Tat wenig niveaувollen Zustände um 1725 gerichtet – doch was könnte 234 Jahre nach Gottscheds Tod unzeitgemässer, unbeliebter, lächerlicher sein? Das Verdikt gegen die Oper, die das «ungereimteste Werk» sei, «das der menschliche Verstand jemals erfunden» habe? Sein Kampf gegen den «Schwulst» der sogenannten zweiten schlesischen Schule, namentlich des von Hubert Fichte vor 25 Jahren mit enthusiastischem Gestus wieder entdeckten Casper von Lohenstein? Gottscheds Bemühung um eine fundamentale Sprachreform mit dem Ziel einer einheitlichen neuhochdeutschen Schriftsprache, orientiert am «Meissnischen Deutsch» seiner Wahlheimat, mag zu Zeiten lebhafter Auseinandersetzungen um die deutsche Rechtschreibung noch am ehesten auf Interesse hoffen können – immerhin hatte ihn Kaiserin Maria Theresia 1749 einen «Meister der deutschen Sprache» genannt und war, hingerissen vom Gespräch mit ihm und seiner Gattin, zu spät zur Messe gekommen.

Resümieren wir also ganz nüchtern: Johann Christoph Gottsched führt heute nur noch in germanistischen Seminaren ein eher kümmerliches Leben, und eigentlich tut er das schon, seit es solche Seminare gibt. Man liest ihn nicht freiwillig oder gar gerne, und das wird wohl so bleiben. Dieses Schicksal teilt er zwar mit den meisten Schriftstellern und Gelehrten seiner Zeit – die deutsche Dichtung nach Grimmelshausen und vor Lessing scheint uns Heutigen weitgehend unattraktiv. Gottsched aber trifft es noch härter als andere. Eine derart immense Gelehrsamkeit wie die seine nötigt noch immer Respekt ab, seine Schaffenskraft sicher auch. Das war dann aber auch schon alles. Johann Christoph Gottscheds Ruf bleibt ruiniert, und sein 300. Geburtstag wird daran kaum etwas ändern. ♦

KLAUS HÜBNER, geboren 1953 in Landshut, Dr. phil., lebt als freiberuflicher Publizist und Redakteur der Zeitschrift «Fachdienst Germanistik» in München.

**Literaturhinweis:** Die bisher umfangreichste Gottsched-Edition ist die zwölbändige, von Joachim Birke, Brigitte Birke und Phillip Marshall Mitchell besorgte Auswahlgabe (Berlin 1968–1987); ihr letzter Band enthält auch eine umfangreiche Bibliographie zu Gottscheds Leben und Werk. Die von Horst Steinmetz herausgegebenen Einzelausgaben der «Critischen Dichtkunst» und des «Sterbenden Cato» sind in Reclams Universal-Bibliothek erhältlich; Steinmetz hat auch einen Neudruck der «Deutschen Schaubühne» kommentiert und herausgegeben (Stuttgart 1972). Louise Gottscheds Briefe aus den Jahren 1730 bis 1762 sind, herausgegeben von Inka Kording, unter dem Titel «Mit der Feder in der Hand» erschienen (Darmstadt 1999).